



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

Laienevangelium, von Fr. von Sallet.

Schon der Name dieses Buches erinnert an das Laienbrevier von L. Schefer. Das Evangelium wie das Brevier enthalten didaktische Gedichte, in denen die Verfasser ihre Philosophie, eine eigene Betrachtung der Welt und des menschlichen Lebens, ausgesprochen haben. Schefer jedoch ist poetischer, origineller; aber er ist auch reicher und mehr im Kleinen verloren; seine Dichtungen sind nicht selten spielend, coquettirend mit Lieblingsgefühlen, und deswegen unangenehm. Dann aber ist Schefer wieder erhaben in Anschauungen und Gedanken, rasch, Kühn und glücklich in Bildern; v. Sallet hingegen ist mehr Denker, Kalt, Klar und strenge, immer in gleicher Linie der Reflexion fortschreitend; er ist mehr Lehrer als Dichter; trockener, allein auch männlicher als der Verfasser des Breviers, giebt er nicht, wie dieser, jedem Reiz der Einbildungskraft, jeder Lockspeise der Anschauung nach; und dazu kommt noch das Verdienst, daß er nicht in reimlosen Zeilen sich ergeht, von denen ein Dichter sagt:

Und fliehe wie den Tod die ungereimten Jamben!

Aber diese überdachten, gleichmäßigen Dichtungen werden eintönig und ermüdend, nicht allein wegen der vielen Wiederholung der Hauptideen, sondern sobald man sie, freilich gegen das Recept, in zu großer Dosis nimmt. Man soll, wie in ein Salzfaß, nur von Zeit zu Zeit mit kleinen Löffeln hineintauchen.

Das Latenevangelium bringt eine Reihe von Gedichten, über alle möglichen Stellen der Evangelien, die nur irgend einen Anlaß zu poetisch-contemplativer Behandlung hergeben. Man muß die Ausbauer des Verfassers bewundern, daß er, statt frei seiner Inspiration sich zu vertrauen, das System seiner Gedanken, denn so können wir es wohl nennen, immer an einen Text, an ein Factum, eine Lehre seines Landes anknüpfte. Genährt von den Ideen einer angesehenen Philosophenschule, hat er sich die Aufgabe gestellt, diese Ideen und die tausendfache Anwendung derselben in der sittlichen Welt, den Bibelstellen aufzuprägen, welche seinen Lehrgefangen zu Grunde liegen. Wir untersuchen hier nicht die Wahrheit seiner Grundsätze, und die Richtigkeit der Auslegung seiner Texte; der Leser wird nicht lange suchen müssen, um auf die Lehren zu stoßen, welche in der jüngsten Zeit die theologische und philosophische Welt aufgeregt haben. Wir, die wir uns zu jenen Ansichten nicht bekennen, fassen hier das Buch von Sallet nur als Kunstwerk auf. In seiner Aufgabe lag offenbar die freieste, ideellste Behandlung der Schrift; und diese ist ihm in manchen Stücken allerdings gelungen. Nur will uns die Doppelnatur des Buchs nicht behagen, das bald in den Ton einer Predigt, bald, mit gedämpften Saiten, in den der Poesie einschlägt. Der Verfasser ist von der Dogmatik, von dem naiven Glauben zu weit abgewandt, um im Herderschen Legendentone zu uns zu reden; er ist zu sehr Philosoph, um mit Glück den Prediger zu spielen; und doch macht er zu gewissenhaft den Meister und Interpreten, um Sänger und singender Weiser zu sein. Wenn wir die Masse an Gedanken, an poetischen Reimen und Trieben, die im Werke verstreut sind, überschlagen, so können wir den Wunsch nicht zurückhalten, daß diese Kräfte, diese Stoffe völlig entbunden wäre, daß der Dichter eine erhabene, eine kühnere Form gewählt hätte, daß er hier und da, um der Sammlung mehr Schwung und Gluth zu verleihen, sich eben so sehr dem Hymnendichter genähert haben möchte, wie er jetzt meistens dem Schulmeister in's Gewerbe greift. Ein kalter Stoff, wie solche Lehrbetrachtungen sind, und es soll das durchaus kein Vorwurf sein, kann nur durch eine höhere Conception befeuert und zur Schönheit gebracht werden. Wir verlangen hier nichts Unmögliches. In der „Weisheit des Brahmanen“ z. B. ist unsere Forderung an mehr als Einer Stelle erfüllt.

Was Herr v. Sallet in seinem Evangelium geleistet, bezeichnen wir mit Einem Worte vollständig: eine Vergeistigung der Evangelien, nach den Ideen der Schule, der er angehört. Der Geist ist das Panier, zu dem er geschworen; in ihm geht ihm die Menschheit auf; von Natur ist überhaupt

wenig die Rede. Es findet sich kaum ein Stück, wo er nicht auf das Urprinzip seines Systems zurückkommt, und es ist interessant, dasselbe durch das Buch hin zu verfolgen. Für unsern Dichter ist der „Geist“ nicht blos ein unverstandenes Zauberwort geblieben, eine absolute Formel, die alle Fragen beschwichtigt, ein Deus ex machina, der überall, wo es Noth thut, in der Geschichte, in der Kunst und Politik, ohne Weiteres einfallen muß; ein despotisches à tout, womit jeder Stich eingezogen wird; sondern hier ist der Geist, der bei Vielen mehr Chaos als Gott ist, wirklich in Entwicklung gesetzt, er erscheint hier in tausend Metamorphosen des Denkens, thätig, bestimmt, als lebendige, unendlich anwendbare Wahrheit.

Folgen wir dem Dichter eine Zeitlang auf seinem Wege durch das Reich des Geistes. Die Erkenntniß ist der Ausgangspunkt der Geschichte, sie geht über des ersten Menschen Paradies: „Doch ich, bei Gott! nicht möcht' ich mit ihm tauschen, Noch heut' würd' ich die Frucht zu brechen wagen. Nicht mag ich Ebens Klang halb schlummernd lauschen, Und mich in dumpfer Unschuld wohl behagen.“

Durch den Akt der Erkenntniß tritt der Mensch in „freier Geister Orden“; der Geist ist Freiheit und That, der die Welt überwindet, indem er sie neu gestaltet; Thätigkeit ist Heil und Besitz. „Und was wir selbst errangen, sei uns Wahrheit, nicht das Ueberlieferte, Todte. Erneuernd und höherbildend schreitet der Geist durch die Geschichte; die Vergangenheit ist die Unterlage, worauf das Gebäude der reinern, geistgeschaffenen Welt emporsteigt: „Der Bau wird auf bis zu den Sternen streben, Immer den Stoff vergeistigend nach oben, Bis letzte Thürme, lichtdurchbrochen, schweben, Gedanken, in das ew'ge Blau gewoben.“

In diesem Beruf kann ihm nichts widerstehen: „Hin geht der Geist, erfüllend seine Zeiten, Troß Ketten und Schaffot, troß Dolch und Gifte.“

Aber der Krieg, der dem Gedanken gilt, ist „ein schlimmeres Morden“ als das Blutbad zu Bethlehem: „Die Herrn der Welt, manierlicher geworden, Sie tödten keine Kinder, blos Gedanken. Da blizt kein Stahl. Mit leichtem Federschwenken Wird Geistesodtschlag säuberlich vollzogen.“

Nur dies und das dürft ihr nicht lernen denken —  
 Sonst bleibt man euch ja väterlichst gewogen.“

Nur der Geist hat rechten Werth, und Alles durch ihn:

„Des Menschen echte Kost ist Gottes Wort,

Weißt du nach Brot, nach Futter nur zu streben —

Schau, wie gemüthlich liegt der Dohse dort

Im Gras und Laut. Geh, lege dich daneben.“

Man sieht, des Dichters Seele ist ganz transparent vom Geist; alle andere Realität ist nur trüber Schein und gemeines Futter gegen den Glanz der Wahrheit. Wäre der Verfasser nicht so klar und speculativ, wir würden sagen, er sei des Geistes trunken. Wir räumen gern ein, daß seine abstracte Weltanschauung, auf dem Gebiete, wo er uns heute begegnet, manches poetische Samenkorn aufgehen lassen könne, weil seine Didaktik kein Formeln von Sprüchen, sondern ein eigentliches Produciren von Gedanken ist. Doch können wir im Ganzen das Urtheil nicht zurückhalten, daß wir dem Geiste mehr vertrauen würden, wenn er nicht so viel von sich selber redete.

Th. Schl.

Heinrich Merz.

Dr. Heinrich Merz, einer der kräftigsten und geistvollsten Schriftsteller, welche in letzterer Zeit aufgetaucht sind, ist von Cotta für das Kunstblatt gewonnen worden. Ob er als wirklicher Redakteur dieses Blatt, welches jetzt ohne Nennung eines solchen erscheint, — die Herrn Kugler und Förster sind nur als Mitwirkende genannt — unterzeichnen wird, wissen wir noch nicht anzugeben. Jedenfalls wird er von nun an in Stuttgart wohnen, wo er nach einer im geistigen Interesse des erwähnten Blattes zurückgelegten Reise nach London und Paris vor einigen Wochen angekommen ist. Wir machen unsere Leser auf eine Reihe von Briefen über die Münchener Kunst und Künstler aufmerksam, welche die Grenzboten aus der Feder dieses scharfsinnigen Psychologen und Kunstkritikers in ihren nächsten Nummern bringen werden, und welche Vieles mutbig aussprechen, womit man bisher hinter dem Berge gehalten hat. Hr. Merz ist Schwabe, Protestant und Theologe; dies muß man wissen, um die Individualität dieses Schriftstellers gehörig zu verstehen.

Wilde Blumen von Joseph Mendelssohn.

(Leipzig. Reclam 1843).

Viel Dilettantismus, wenig Eigenthümlichkeit, aber manches hübsche sangbare Lied. Letzteres ist kein geringes Lob in unserer didaktischen Zeit, welche die Liedercomponisten zur Verzweiflung bringen könnte. In dieser Gedichtsammlung finden diese Herren manchen dankbaren Stoff in leichter Versification mit nicht allzuschwerem Gedankenballast, gerade wie sie es brauchen können.

Noch einige Details über Rossini.

Rossini, dessen Ruhm dem Meyerbeer's um so viele Jahre voraneilte, ist doch nur um zwei Jahre älter, als dieser. So frühzeitig reift das Genie in den südlichen Ländern. Bekanntlich ist Rossini der Sohn eines armen Teufels, der als Waldhornist bei einer wandernden Theatertruppe ganz Italien mit seiner Familie durchzog, im heißen Sommer, wie im kalten Winter baarfuß, armselig gekleidet und der in Dörfern, deren Namen man kaum kennt, mit jener erbärmlichen Truppe Opern aufführte. Mit einem solchen Vater zog der junge Rossini bis zu seinem zwölften Jahre herum, indem er die Secunde der Waldhornpartien vor rohen Bauern und wilden Hirten spielte. Seine geistigen Kräfte, die schon damals hervorragten, verschafften ihm die Aussicht, bei der Truppe als Cymbalschläger angestellt zu werden. Endlich ward er halb aus Mitleid in der Bologner Musikhule in die Contrapunct-Classe aufgenommen; da aber machte er so reißende Fortschritte, daß er in seinem sechzehnten Jahre eine Cantate und zwei Jahre darauf seine erste Oper auführen ließ. In seinem zwanzigsten Jahre, 1812, schrieb er in dem kurzen Zeitraum von elf Monaten fünf große Opern für fünf verschiedene Theater Italiens. Im Jahre darauf begann sein Ruhm durch die Opern „Trancredi“ und „die Italiener in Algier“ größer und ausgebreiteter zu werden. Von da an folgten seine Arbeiten mit unbegreiflicher Schnelle eine der andern. Im Jahre 1823 aber fühlte sich der Künstler durch den mittelmäßigen Erfolg, den seine „Semiramis“ in Venedig erhielt, verletzt; er verließ Italien, hielt sich in Paris nur kurze Zeit auf, und eilte nach London, wo er fünf Monate blieb. Dort verlor er seine Zeit nicht; denn der Ertrag für Concerte und Lectionen belief sich auf 250,000 Fres., d. h. beinahe 1700 Fres. jeden Tag. Darauf kam er nach Paris zurück, übernahm daselbst die Direction der italienischen Oper, die sich damals in blühendem Zustande befand, die aber durch seine Unthätigkeit und Faulheit ihrem Untergange nahe gebracht ward, so daß man sich ge-

nöthigt sah, ihn zum Rücktritt zu bewegen. Zum Ersatz ward ihm dafür die Stelle als General-Inspector des Gesanges in Frankreich und als Intendant der Musik des Königs, eine reine Sinecure, die ihn zu Nichts weiter verpflichtete, als jährlich 20,000 Fres. einzucassiren. Durch die Julirevolution verlor er diese Stellung; seinem Contracte zufolge machte er Anspruch auf eine Pension und gewann den Proceß, den er deshalb mit der Commission führen mußte, welche die Schulden der Civilliste zu liquidiren hatte. Während der Dauer dieses Processes hatte er sich in eine Dachkammer oberhalb des Bodens der Italienischen Oper zurückgezogen und behauptete, er sei ruiniert und müsse sich auf's Sparen legen, obgleich es weltbekannt war, daß er ein reicher Mann sei. Dort warteten oft die vornehmsten Personen, die sich eine schmutzige leiterähnliche Treppe zu ihm heraufgetappt hatten, im Vorzimmer, bis es ihm gefällig war, sie vorzulassen. Nachdem er 1829 in einem Alter von 37 Jahren „Wilhelm Tell“ geschrieben, warf er die Feder weg, mit dem Vorsatze, sie nie wieder zu ergreifen; er hielt seine Laufbahn für geschlossen. Seitdem lebt er in Italien, ohne eigentliche Beschäftigung, abwechselnd in Mailand und Bologna, in welcher letzteren Stadt er, (wie lezthin unser Brief aus Mailand berichtete,) sich mit der Leitung des Conservatoriums beschäftigt. Er ist dabei jedoch mißvergnügt mit der Welt und unzufrieden mit sich selbst und von Langeweile stets geplagt. Seinem Entschlusse, Nichts mehr zu schreiben, oder eigentlich nur Nichts mehr zu veröffentlichen, ist er bekanntlich in neuester Zeit durch sein vielbesprochenes Stabat Mater untreu geworden. Die Anzahl seiner Opern beläuft sich übrigens auf acht und vierzig.

#### Saphir und Guzkow.

Saphir reist den Richard Savage, der bekanntlich am Hoftheater zur Aufführung kam, in Stücke. Wir hätten gewünscht, daß er seinem Groll gegen Guzkow bei einer andern Gelegenheit Luft gemacht hätte. Kein Mensch wird seinem Geiste es absprechen, daß wenn er dreinschlagen will, er auf die Gelegenheit nicht zu warten braucht. Die Zulassung solcher Stücke wie Richard Savage, überhaupt die Zulassung so verpönter Namen, wie die Mitglieder des sogenannten jungen Deutschlands, an dem Hoftheater, ist ein politisches Ereigniß und darauf hätte Saphir Rücksicht nehmen sollen. Jede Censurverleichterung in Oesterreich ist eine Sache der Gesammtliteratur. Warum soll man die Direction, die Censurbehörde in dem Augenblicke, wo sie den ersten Schritt zu einem freien Zugeständniß macht, durch einen so schweren Kritischen

Hagel abschrecken? Saphir's Kritik, man mag dagegen sprechen, wie man will, ist in Wien von Bedeutung und Nachklang. Durch ein Mißverstehen ihrer Stellung aber bezieht die Hofburgtheaterdirektion gewöhnlich einen Theil des Tadels, der ein von ihr angenommenes Stück trifft, auf sich. Warum also Waffen gegen sich selbst liefern? Warum die Veranlassung zu dem Ausrufe bieten: „Seht, Ihr verlangt, daß wir ausländischen Schriftstellern, modernen Produktionen u. s. w. Aufnahme gestatten, nun haben wir Euch ein vielbesprochenes, gerühmtes Stück von dem meistbesprochenen, gerühmtesten und modernsten ausländischen Schriftsteller vorgeführt und nun brecht ihr ihm selbst den Stab!“ — Wäre der Savage nirgends anderswo noch aufgeführt und beurtheilt worden, als in Wien, so würden wir es dem literarischen Gewissen eines Kritikers nicht zumuthen, seine Meinung zurückzuhalten. Aber ein Drama, das hundert und wieder hundert Mal analysirt und besprochen wurde! — Wir sehen Saphir gerne in der Opposition, es fallen dann immer originelle Funken und Blitze. Aber diesmal hätte ihm Milde besser geziemt. — Ueberdies müssen wir zu Gunsten des Savage anführen, daß der schärfste und gelungenste Charakter dieses Dramas, der Journalist Steele in Wien unbegreiflicher Weise einem Schauspieler zufiel, der ein ganz anderes Fach spielt. Herr Lucas ist ein hübscher, kräftiger, übrigens steifer Heldenspieler zweiten Ranges. Was sollte der mit dem Steele? mit einer Rolle, die Seidelmann und Döring zu ihren besten zählen?

#### Victor Hugo's Palast.

Victor Hugo hat einen Palast, der auf der Place royale sich befindet, an sich gekauft; es ist dies derselbe, den einst der berühmte Marion Delorme bewohnte.

#### Französische Løndichter.

Der älteste der jetzt lebenden französischen Løndichter ist Bertou. Er feierte vor vierzehn Tagen seine goldene Hochzeit. Die komische Oper dankt diesem Componisten eine Reihe interessanter Opern. In den letzten Tagen hieß es, Meyerbeer werde nun doch eine seiner neuen „im Portefeuille“ schlummern den Opern an der Académie Royale de Musique aufführen lassen. Zwar nicht den Prophet, dessen Zaubersprüche Meyerbeer in ein so großes Geheimniß hüllt, wohl aber die Afrikanerin, in welcher der Stolz die Hauptrolle spielen soll. Diese Oper soll sogleich nach der ersten Vorstellung von Halévy's Karl VI. einstudirt werden.